



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Heinrich Heine**

**Keiter, Heinrich**

**Köln, 1906**

II. Die Schriften über Deutschland. Die "Neuen Gedichte" und Verwandtes  
(1833 - 1835)

**urn:nbn:de:hbz:466:1-32940**

gibt er ihm einen Seitenhieb; im 109. <sup>1)</sup> hält er blutige Abrechnung. Er läßt ihm seinen Ruhm als Dichter, wirft ihm aber in seiner politischen Schriftstellerei Mangel an Ernst und Gesinnung vor. Er nennt ihn — in Börnes Augen ein fürchterlicher Schimpf — den Jesuiten des Liberalismus und fügt hinzu: „Ich habe es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine enträglichke Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann selbst übernehmen.“ Heines Antwort erschien erst — nach Börnes Tode!

## II.

Die Schriften über Deutschland. Die „Neuen Gedichte“ und Verwandtes.  
(1833—1835.)

Schon bald nach seiner Ankunft in Paris ward Heine mit dem System des Grafen Claude Henry St. Simon und mit einigen von dessen Jüngern bekannt. St. Simon erklärte das Christentum für eine abgelebte religiöse Form. Seine neue verwässert-pantheistische Religion sollte eine vollständige Umwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse einleiten. In seinem neuen Staat sollte lediglich der Erwerb durch eigene Arbeit zulässig sein. Die Regierung wollte er unter Ausschluß des Repräsentativ-Systems in die Hände der Priester der neuen Religion legen, die gesetzgebende und vollziehende Gewalt haben sollten.

Heine interessierte sich lebhaft für diese Ideen, die nach seiner Ansicht „nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät ins Leben zu treten“ (an Barnhagen, Mitte Mai 1832). Die tieferen Fragen der Revolution, schreibt er (10. Juli 1833) an Laube, „betreffen weder Formen noch Personen, weder die Einführung einer Republik noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlsein des Volkes. Seit durch die Fortschritte der Industrie und der Dekonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, daß sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffeln essen sollen und weniger arbeiten und mehr tanzen werden.“ Es fiel Heine indessen nicht ein, für die Verbesserung der Lage des arbeitenden

<sup>1)</sup> XII. 65.



Standes auch nur einen Federstrich zu tun. Er haßte den Böbel (VI, S. 41—44), achtete ihn aber seiner kräftigen Fäuste wegen als den wirksamsten Hebel, um den Staat aus den Fugen zu heben.

Zunächst schätzte Heine an der neuen Lehre den Haß gegen den Katholizismus; am meisten aber zogen ihn die Folgerungen an, die St. Simons Schüler Enfantin aus dessen Lehren zog. Enfantin baute seines Meisters System nach der sittlichen Seite aus und warf dem Christentum vor, daß es dem Trieb des Menschen zu sinnlichen Genüssen Hindernisse in den Weg lege „Auch in der Materie offenbare sich der Geist Gottes, und die Sinnlichkeit des Menschen sei so gut sein Werk wie das geistige Streben.“<sup>1)</sup> Er verlangte Freiheit des Genusses, Freiheit in der Liebe, Weiber- und Männergemeinschaft.

Heine war klug genug, die letzte Forderung unbeachtet zu lassen. Dagegen stimmte er für die Lehre von der Rehabilitation des Fleisches, die auch die Parole des jungen Deutschlands wurde.<sup>2)</sup> Die Philosophie des sinnlichen Genusses wird das Leitmotiv seiner schriftstellerischen Arbeiten und mancher Auslassung in seinen Briefen. „Monarchie oder Republik,“ schreibt er am 23. November 1835 an Laube, „demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, solange der Kampf um erste Lebensprinzipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie oder gar durch Absolutismus . . . für welche letzteren ich gar keine große Abneigung habe. . . . Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit versauert, so wird auch die Moral stinkig. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesund, damit sie besser basiert werden, als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben.“

Wir werden später sehen, was Heine unter der Idee des Lebens und unter gesunder Religion versteht.

Zuerst trat er mit seiner, wenn nicht neuen, doch nunmehr „philosophisch begründeten“ Weltansicht in dem 1833 erschienenen Buche über

<sup>1)</sup> Gfster I, 105. — <sup>2)</sup> Ein franz. Kritiker, E. Montégut, hat dagegen darauf hingewiesen, daß Heine die Lehre von der Rehabilitation des Fleisches nicht von den St. Simonisten übernommen habe, wie dies allgemein geglaubt werde, sondern daß diese Lehre schon im „Almanach“ hervortrete und in »De l'Allmagne« dann offen und voll Beredsamkeit gepredigt werde. Montégut dreht sogar den Stiel um und stellt die Hypothese auf, daß es im Gegenteil Heine war, der die St. Simonisten beeinflusste. Bez, S. 308.



die romantische Schule in die Öffentlichkeit (Elfter, Bd. V). Er bekennt sich darin (S. 253) zum Pantheismus St. Simons und wendet sich dann gegen den Katholizismus. Derselbe habe als erstes Dogma die Verdammnis alles Fleisches. Durch dieses unnatürliche Prinzip sei recht eigentlich die Sünde und Hypokrisie in die Welt gekommen. Durch Verwerfung der irdischen Güter und Auferlegung der „Hundedemut und Engelsgeduld“ sei der römische Katholizismus eine der festesten Stützen des Despotismus geworden. Jetzt habe die christliche Weltansicht ihr Ende erreicht. Die Menschen ließen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen und verlangten nach den Genüssen der Erde (S. 218). Sie sei heilsam gewesen gegen den altrömischen Materialismus, aber sie habe auch Rom vernichtet. „Rom wurde durch das jüdische Gift so wirksam verzehrt, daß Helm und Harnisch seinen weikenden Gliedern entsanken und seine imperatorische Schlachtstimme herabsiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kastratengetriller“ (S. 219). Im germanischen Norden dagegen wirkte das Christentum dadurch heilsam, daß es die vollblütigen barbarischen Völker zivilisierte.

In dem Buche zur „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ (Bd. IV), das zuerst französisch in der »Revue des deux mondes«, Jahrgang 1834, und Anfang 1835 als zweiter Band des „Salon“ erschien, führt er das Thema weiter aus. Die christliche Idee habe sich entwickelt aus den Lehren der Gnostiker und Manichäer, die ihr die Lehren von den beiden Prinzipien, dem guten und dem bösen, Christus und Satan, verliehen hätten. Jenem gehört die Seele, diesem der Leib. Die ganze Natur ist ursprünglich böse; deshalb muß man allen sinnlichen Freuden entsagen und den Leib, das Lehen Satans, kasteien (S. 169). „Diese Weltansicht, die eigentliche Idee des Christentums, hatte sich unglaublich schnell über das ganze römische Reich verbreitet . . . das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden . . . und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Einst, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christentum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklicheren und schöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmütig lächeln über ihre armen Vorfahren“ (S. 170).

Fast demselben Gedanken hatte Heine bereits in der Beschreibung seiner italienischen Reise Ausdruck gegeben (S. 281). Dies Ideal der Freiheit sinnlichen Genusses schwebte ihm noch in seinen letzten Lebens-



jahren vor, als er zu Fanny Lewald äußerte: <sup>1)</sup> „Es hat mir immer leid getan, wenn die Häßlichkeit lasterhaft wurde; aber wenn die Schönheit sich ruinierte, tat es mir weh. Es ist dies ein Ausschlag des christlichen Spiritualismus, das Geschlechtsverhältnis ist dadurch unheilbar forrumpiert. Wir haben bis jetzt nur auf der einen Seite den ganz unerträglichen Zwang der Polizeiehe des Christentums und auf der anderen die Depravation, der das Konkubinat anheimfällt, weil es außer dem Gesetz ist und unnatürlich genug für eine Schande gilt. Das alles muß geändert werden.“

Enfantin hatte nur ausgesprochen, was längst Heines Sittenkoder bildete; Heine bemächtigte sich der neuen Formeln, entkleidete sie der überschwenglichen philosophisch-religiösen Phrasen, mit denen »Père« Enfantin sie dem Publikum darbot, und brachte sie nun in gefälliger Gestalt wieder in Umlauf. Die Lehre vom geknechteten Fleisch, vom Ursprung der römisch-katholischen Weltansicht, von ihrer Ausbreitung und ihrem Ende ist wesentlich das Eigentum St. Simons und Enfantins.

Heine zeigt dann in der Darstellung des Auftretens Luthers und in der Geschichte der Reformation neben vielen überraschend richtigen Urteilen eine noch größere Oberflächlichkeit. Merkwürdigerweise ist ihm Luther Vertreter des Spiritualismus. Sehr gut ist seine Schilderung der rasch eintretenden Wirkung der Reformation auf heiratslustige Mönche und Nonnen, länderlüchtige Fürsten und weltlich gesinnte Prälaten (S. 188, 189). Aber von dem segensreichen Einfluß der Reformation ist Heine überzeugt. „Indem die notwendigsten Ansprüche der Materie nicht bloß berücksichtigt, sondern auch legitimiert werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit“ (S. 192).

Mit der Reformation, fährt Heine fort, wurde die Vernunft die oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen, und die Blüte dieser Denkfreiheit sei die deutsche Philosophie. Er geht dann auf die einzelnen philosophischen Systeme von Descartes bis auf Schelling ein. Hervorhebung verdient die Schärfe und Konsequenz, mit der er aus der Reformation die deutsche Philosophie und aus dieser die politische Revolution herleitet (IV, S. 293).

Heine zeichnet die verschiedenen Philosophien in großen Zügen und bemüht sich, den inneren Zusammenhang der einzelnen Systeme klarzulegen. In die Tiefe geht er nicht, aber das Charakteristische weiß er

<sup>1)</sup> Westermann, Bd. 62, S. 102.



scharf hervorzuheben. Er erinnert an einen geschickten Fremdenführer, der in der großen Stadt ziemlich Bescheid weiß und Herkunft und Stil der Monumentalbauten seiner wißbegierigen Gesellschaft in leicht fließender Rede zu erklären sucht. Meist weiß er auch von den manchmal wunderlichen Heiligen zu erzählen, die einst in den jetzt nur schwach bewohnten oder verlassenen Palästen hausten. Häufig fesselt der liebenswürdige Cicerone seine Zuhörer durch pikanten Anekdotenstrom so sehr, daß sie ganz vergessen, wie wenig ihnen der Mann über die Bauten selber sagt. Erst wenn sie wieder im Coupé sitzen und an der Hand ihres Reisebuches das Geschaute noch einmal an ihrem Geiste vorüberziehen lassen, finden sie, daß der gefällige Führer doch noch weit mehr hätte sagen können.

Mehr Beachtung als der feuilletonistische Geschichtsschreiber der deutschen Philosophie verdient der Literaturhistoriker. Sein Buch über die romantische Schule muß trotz einseitiger Auffassung zu den ausgezeichnetsten Werken unserer ästhetisch-kritischen Literatur gezählt werden. Hier ist der Cicerone nicht allein gleichzeitig feinsinniger Kenner der von ihm gezeigten Kunstwerke, sondern auch ein Meister vom Fach. Wir staunen über die Fülle literaturhistorischen und ästhetischen Wissens. Die Folgerungen, die Heine aus ihr zieht, fordern freilich oft unseren lebhaften Widerspruch heraus.

Nachdem Heine, wie oben angegeben, zu zeigen versucht, daß das Christentum die Völker des Nordens vergeistigt habe, fährt er fort: Die Kunstwerke des Mittelalters zeigten mit seltenen Ausnahmen die Bewältigung der Materie durch den Geist und den romantischen Charakter, der sie von der klassischen Poesie streng unterscheidet. Die klassische Kunst hatte nur das Endliche darzustellen, und ihre Gestalten konnten identisch sein mit der Idee des Künstlers. Die romantische Kunst hatte das Unendliche darzustellen<sup>1)</sup> und nahm ihre Zuflucht zu einem System traditioneller Symbole; sie machte die entseßlichsten Anstrengungen, das Reingeistige durch sinnliche Bilder darzustellen (S. 224).

<sup>1)</sup> K. E. Franzos rühmt in der „Frankf. Ztg.“ (1890 Nr. 144) diese Definitionen als ausgezeichnet und als Heines Eigentum; ich glaube aber annehmen zu dürfen, daß er sie von A. W. von Schlegel geradezu entlehnt hat. In seinen 1801 in Berlin gehaltenen „Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst“, die Seuffert 1884 herausgegeben, sagt der Theoretiker der romantischen Schule (Bd. I, S. 90, 91): „Das Schöne ist eine symbolische Darstellung des Unendlichen. . . . Wie kann nun das Unendliche an die Oberfläche, zur Erscheinung gebracht werden? Nur symbolisch, in Bildern und Zeichen. . . . Dichten. . . ist nichts anderes als ein ewiges Symbolisieren; wir suchen entweder für etwas Geistiges eine äußere Hülle, oder wir beziehen ein Äußeres auf ein unsichtbares Inneres.“ Sicher hat Heine diese Ansichten auch aus dem Munde Schlegels selbst vernommen.



Als der Katholizismus erblich, lebte die griechische Poesie wieder auf, und in Kunst und Leben regte sich der Protestantismus (S. 227). In Frankreich gewann die neuklassische Poesie das Regiment und beherrschte von dort aus auch das übrige Europa (S. 228).

Gegen diese Fremdherrschaft erhob sich Lessing und empfahl die wahre griechische Kunst. Dadurch aber veranlaßte er törichte Nachahmungen, und seine religiösen Forschungen riefen den plattesten Rationalismus hervor. Die Mittelmäßigkeit gewann die Oberhand (S. 230), gegen die selbst Goethes Genie lange Jahre erfolglos ankämpfte. Die romantische Schule bildete aber eine wirksame Reaktion (S. 232). Die Gebrüder Schlegel priesen hauptsächlich die Werke der christlich-katholischen Kunst des Mittelalters als Muster (S. 233) und sie führten den Dichter an den verschütteten Quell einer naiven, einfältigen Poesie. Aber viele tranken im Uebermaß aus dem verjüngenden Quell, und sie wurden kindisch (S. 234).

Als aber die Rückkehr zum Mittelalter so innig wurde, daß viele der romantischen Dichter und Künstler zur katholischen Kirche übertraten, da schüttelte man im protestantischen Deutschland den Kopf, und als man gar entdeckte, „daß eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die sich gegen die religiöse und politische Freiheit Europas verschworen, die Hand im Spiele hatte, daß es eigentlich der Jesuitismus war, welcher mit den süßen Tönen der Romantik die deutsche Jugend so verderblich zu verlocken wußte, wie einst der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln: da entstand großer Unmut und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geistesfreiheit und des Protestantismus in Deutschland“ (S. 240). Boff kämpfte gegen das jesuitisch-aristokratische Ungetüm (S. 242) und zerstörte die in Deutschland grassierende Vorliebe für das Mittelalter (S. 245). Auch Goethe erhob nun seine Stimme gegen die romantische Schule und „vernichtete den ganzen Spuk“ (S. 246). Damit begründete er seine Alleinherrschaft, und von den Schlegeln sprach man nicht mehr (S. 248).

Das Bild ist im allgemeinen richtig; im einzelnen zeigt es Lücken und enthüllt am Schluß arge Voreingenommenheit. Heine hebt nicht hervor, daß die Romantik doch auch eine Reaktion gegen den Klassizismus bedeutete, und daß die Philosophie Fichtes und Schellings einen hervorragenden Einfluß auf die Ausgestaltung der romantischen Doktrin ausübte.<sup>1)</sup> Daß an der Zertrümmerung der Romantik das „beleidigte

<sup>1)</sup> Haym S. 256, 773.



protestantische Bewußtsein“ nicht geringen Anteil hatte, ist sicher; zugrunde gegangen ist aber die romantische Schule an sich selbst, da ihre Hauptvertreter nicht gelernt hatten, mit ihrem Reichtum zu wirtschaften. Sie ist gestorben am embarras de richesse, und der Protestantismus gab mit Bossens ungeschlachten Holzschuhen, um ein Lieblingsbild Heines zu gebrauchen, „dem sterbenden Löwen den letzten Tritt“. Die Jesuiten hatten mit der romantischen Schule so wenig zu tun, wie mit den Klassikern von Weimar; wäre es der Fall, so hätte Haym in seinem tendenziösen Werke über die romantische Schule sie gewiß festgenagelt.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung geht Heine an die Charakteristik der einzelnen romantischen Dichter. Er beurteilt Friedrich Schlegel noch ziemlich günstig; über August Wilhelm, den er fast nur als Uebersetzer und Metriker gelten läßt, hält er fürchterlich Gericht. Er verurteilt seinen ehemals begeistert besungenen Meister zu langsamem Martertode und nimmt die Exekution selber vor. Aber er geht doch nicht so weit, wie bei der Hinrichtung des Grafen Platen. Mit freundlichem Lächeln, unter pikanten Witz, in tadellosem Frack und weißen Handschuhen führt er sein Opfer auf das Schafott und befördert es mit so lebenswürdiger Heiterkeit in das Jenseits, daß der Zuschauer meint, der Gemartete müsse selbst noch mitlachen.

Was Heine über das kritische und dichterische Können der beiden Schlegel sagt, wird man im ganzen unterschreiben dürfen. Eben so richtig beurteilt er Tieck. Sobald er aber einen wahren Katholiken zu charakterisieren hat, wird er ungerecht und sogar gemein. Die Bedeutung des großen Görres ist ihm durchaus nicht klar geworden. Mit wenigen Worten berührt er dessen publizistische Tätigkeit, und am Schluß beschimpft er ihn in abscheulicher Weise (S. 297). Bei dieser Gelegenheit drängt er auch in wenigen Zeilen die krassen Verleumdungen gegen den Jesuitenorden zusammen (S. 299). Ebenso oberflächlich behandelt er Brentano, Novalis und E. Th. A. Hoffmann, während er von Arnim ein fein gezeichnetes Bild entwirft. Gegen den Schluß eilt er rascher vorwärts und gibt nur noch leichte Skizzen an Stelle ausgeführter Charakterbilder.

Heines Buch ist eine gründliche Abrechnung mit seiner Vergangenheit als Dichter. Er selbst war ein Sohn der Romantik; viele Eigenschaften der schönen Mutter hatten sich auf ihren Sohn vererbt, aber von ihrer Glaubensfreudigkeit, ihrer Begeisterung für das Christlich-Schöne war nichts auf ihn übergegangen als ein flüchtiges Interesse. Gern erkannte er mit ihr der Phantasie den größten Einfluß zu, aber er litt nicht, daß sie ihn kommandierte. Sehr früh schon trennte er sich



von seinen Brüdern, mit denen er in Neusserlichkeiten bis an sein Lebensende Aehnlichkeiten zeigte, die oft überraschend hervorsprangen; er ging seinen eigenen Weg. Jene glaubten, was sie schrieben; um sich sahen sie die schattenhaften Gestalten schweben, die sie ihren Freunden vorführten; Heine beschwor die Bewohner anderer Welten, vor ihm zu erscheinen und seinen Befehlen zu gehorchen. Jene schwelgten in der Schönheit der Natur; für Heine war sie oft nur geschmackvolle Dekoration, der Frühlingsdunst ein anmutiges Parfüm, um seine Verehrer zu erfreuen, und seine Liebeslieder wurden oft nur gesungen des Publikums wegen. Die Romantiker unterlagen ihrer Phantasie, wie ein Monarch der Revolution; Heine bändigte sie und bezwang mit ihr einen großen Teil der gebildeten Welt. Die Romantiker waren Verschwender; Heine kannte seine Mittel und berechnete wie ein vorsichtiger Spekulant, wie viel er wagen könne.

Dieser Gegensatz tritt in seinem Buche scharf hervor. Er zerlegt die Erscheinungen der christlich-deutschen Poesie und hebt ihre unleugbaren Schwächen mit eindringender Schärfe hervor; für die Größe dieser wunderbaren Literatur-Erscheinung, für den tiefen Gehalt, der ihr zugrunde lag, hat er kein Auge.

Seine erweiterte religiös-sittliche Weltansicht hat Heine 1834 im ersten Bande des „Salon“ in Dichtung umgesetzt, der neben den bereits erwähnten Berichten über die Gemälde-Ausstellung eine Reihe von Gedichten, sowie „Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ enthielt. Das Urtheil über diese schamlose Bordellpoesie überlassen wir einem Biographen und Bewunderer Heines. Strodtmann sagt:<sup>1)</sup> „Es war ein trübseliges Schauspiel, dieser Fall Luzifers von der Höhe des Ideals in den Gassenkot, diese schamlose Prostitution des Genius auf öffentlichem Markte, nur noch buhlend um den Beifall eines verworfenen Pöbels . . . . Hier wurde in glatten Versen ein Evangelium der Unzucht, hier wurde die ruchlose Lehre gepredigt, daß Freiheit von der Liebe und Wechsel des Gegenstandes den Sinnengenuss steigere, der Geist wurde in den Staub getreten, und das Fleisch, das allein seligmachende Fleisch wurde als anzubetende Gottheit auf den Thron gesetzt.“ Ebenso schroff drückt K. von Gottschall sich aus,<sup>2)</sup> den niemand der Brüderie anklagen wird. „Hier wird der Dichter,“ sagt er, „ganz zum poetischen

<sup>1)</sup> II, 112, 113. — <sup>2)</sup> II, S. 61.



Sklavenhändler, der die Reize und Formen der feil gebotenen Schönheit besingt . . . . Das ist der offenbare, unmaskeerte Skandal." Heine schadete sich durch die Herausgabe des „Salon“ außerordentlich in Deutschland, so daß er fürchten mußte, neue Werke von ihm würden in seinem Vaterlande nicht mehr genügenden Erfolg haben.

### III.

#### Literarische Streitigkeiten. Wiederaufnahme der politischen Schriftstellerei. (1836—1843.)

1836 traf Heines literarische Tätigkeit ein schwerer Schlag. Das junge Deutschland, zu dem Männer wie Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Theodor Mundt und Ludwig Wienberg gehörten, die an dichterischer Bedeutung an Heine nicht entfernt heranragten, ihn aber an Kenntnissen und zielbewußtem Streben überragten, predigte in zahlreichen Schriften und eigenen Journalen ein neues Evangelium der sittlichen, religiösen und politischen Freiheit. Wolfgang Menzel, der bis dahin mit den Hauptvertretern der Schule auf gutem Fuß gestanden hatte, trat von September 1835 bis Frühjahr 1836 heftig gegen sie auf, forderte die verbündeten Regierungen zu entschiedenen Maßregeln heraus und behauptete, daß der ganze Unfug von Heine ausgegangen sei. Damit tat er Heine eine zu große Ehre an. Gewiß waren die Männer des jungen Deutschland in ihren Endabsichten mit Heine in voller Uebereinstimmung, gewiß hatten sie auch in der Methode viel von ihm gelernt, aber sie standen ihm persönlich fern und sie marschierten getrennt. Im Grunde waren sie auch nur eine durch die neueste deutsche Philosophie beeinflusste Nachbildung jener französischen Geistesrichtung, von der auch Heine die saftigsten Bestandteile in sich aufgenommen hatte. Heine, der angriffslustigste Schriftsteller jener kampfbegierigen Zeit, konnte das Gleiche von anderen nicht ertragen; er geriet über das Vorgehen Menzels, mit dem er wegen einer 1828 in Menzels Literaturblatt erschienenen ungünstigen Kritik seiner Gedichte noch abzurechnen hatte,<sup>1)</sup> in heftige Aufregung und gab Laube am 23. November 1835 neben anderen nicht auszuführenden und nicht wiederzugebenden Ratschlägen auch den, den Gegner persönlich anzugreifen. „Lassen Sie sich aus Breslau und der Schweiz, wo er

<sup>1)</sup> Karpeles S. 294.